

ten Ariern. Sehr freimütig äußert er sich über die Kriegslage, die er bereits Anfang 1941 als recht ungünstig für Deutschland bezeichnete, ebenso über das Verhältnis der NS-Partei und Staatsführung zur Masse der Bevölkerung. Am 30. Januar 1941 bezweifelte er etwa, daß die Begeisterung des deutschen Volkes für das Dritte Reich noch sehr groß sei. Da ihm die Benutzung öffentlicher Bibliotheken für seine wissenschaftlichen Forschungen verwehrt war, gehörte er zu den eifrigsten Besuchern der katholischen Dombibliothek in Breslau. Dort fand er bei dem Direktor Dr. Engelbert und den meisten von dessen Mitarbeitern großzügige Unterstützung und manche freundschaftliche Förderung. Von den Behörden und öffentlichen Institutionen, mit denen er zu tun hatte, wurde er fast immer korrekt, gelegentlich sogar ausgesprochen entgegenkommend behandelt. Bei dem auf ein Mindestmaß beschränkten Umgang mit „Ariern“ kam es kaum einmal zu einer Anpöbelung. Es gab sogar alte Bekannte, die froh waren, daß sie sich im Gespräch mit ihm „erleichtern“ oder ihm Gefälligkeiten erweisen konnten. Nach der Einführung des Judensterns im September 1941 gewann Cohn den Eindruck, daß den meisten „Ariern“ dieses Zeichen „peinlicher“ war, d. h. daß sie über diese diskriminierende Maßnahme des Regimes mehr Scham empfanden als die verfolgten Juden selbst. Das elende Leben, das die Familie Cohn führen mußte, wird in vielen Detailangaben deutlich: Die beiden Mädchen Susanne und Tamara waren von den „arischen“ Kindern völlig isoliert. Wenn sie spielen wollten, mußte sie der Vater auf den jüdischen Friedhof begleiten. Über ihre Geldmittel durften die Juden kaum noch verfügen. Immer wieder wurden neue Abgaben von ihnen erpreßt. Bei der Zuteilung von Lebensmitteln und Brennmaterial wurden sie kraß benachteiligt. Sie durften nur noch in bestimmten Geschäften einkaufen. Die Partei sorgte dafür, daß sie keinen „arischen“ Friseur mehr in Anspruch nahmen. Verschiedentlich berichtet Cohn von Selbstmorden von Bekannten und Freunden, die nur noch im Tod einen Ausweg aus ihrer verzweifelten Lage sahen. Den Familienvater Willy Cohn bedrückte die Sorge um die ins Ausland geflüchteten Kinder. Jeder Brief von ihnen bereitete ihm und seiner Frau einen Freudentag. Die Ungewißheit über das weitere eigene Schicksal und das der Gattin sowie der beiden kleinen Töchter quälte ihn. Seit dem Beginn des Rußlandfeldzugs (22. Juni) sickerten immer wieder Nachrichten durch über die unmenschliche Behandlung von Juden in Polen und Rußland, über Massenmorde an Verfolgten. Mehr und mehr verdichteten sich die Gerüchte, daß eine Zwangsverschleppung nach dem Osten bevorstehe. Für die Wohnung der Familie interessierten sich bereits „Arier“. Am 17. November 1941, dem Datum des letzten Tagebucheintrags, mußte Cohn vom Vorsitzenden der Breslauer jüdischen Gemeinde erfahren, daß die Geheime Staatspolizei in seinem Fall eine Zurückstellung von dem Transport nach dem Osten abgelehnt habe. Dies bedeutete für den gesundheitlich schwer angeschlagenen Mann, der am Tage zuvor noch seinem Tagebuch den „eisernen Wunsch“ anvertraut hatte, „im Interesse seiner Familie keinesfalls schlapp zu machen“, wie für seine Frau und seine beiden Kinder ein sicheres Todesurteil. Kurz darauf wurden Cohn und die Seinen wahrscheinlich nach Riga deportiert und dort ermordet.

Stuttgart

Paul Sauer

Ernst Hornig: Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt. Mit einem Geleitwort von Joachim K o n r a d. Bergstadtverlag W. G. Korn. München 1975. 287 S.

Wenn das Geleitwort des letzten Breslauer Stadtdekanen Joachim K o n r a d

das Buch von Altbischof Hornig als reichhaltige Ergänzung seiner eigenen „Chronistischen Rückschau“ von 1963 begrüßt, so ist dem im Blick auf die bisherige Spezialliteratur überhaupt durchaus zuzustimmen. Gingen auch die Tagebücher des damaligen Pfarrers von St. Barbara aus den Belagerungsmonaten verloren, so hat doch H. schon als Bischof der schlesischen Restkirche in Görlitz planmäßig wieder angesetzt, andere Tagebücher, Erlebnisberichte, Briefe und Aufzeichnungen aus der Festungszeit zu sammeln — 18 Titel verzeichnet die Übersicht S. 287 neben 29 gedruckten Quellen, Büchern und Aufsätzen — und in Gesprächen wie in Korrespondenzen zu weiterer Klärung einzelner Sachverhalte zu gelangen. Damit ist ein reiches, sonst kaum zugängliches oder bekanntes Material zu einer chronologischen Schilderung verarbeitet, deren Schwergewicht auf dem Geschick der Zivilbevölkerung (annähernd 250 000 Personen bei der Einschließung) liegt, ohne daß natürlich die militärischen Ereignisse völlig ausgeklammert werden konnten.

Mit dem Einschnitt der russischen Januar-Offensive einsetzend, bietet H. zunächst 18 Kapitel in zeitlicher Folge bis zur Übergabe am 6. Mai, an deren Anbahnung im Verlauf der gemeinsamen Intervention katholischer und evangelischer Geistlicher beim letzten Festungskommandanten der Vf. einen maßgebenden Anteil hatte. Bemerkenswert ist seine klare Feststellung (S. 230), daß die ehrenvollen Übergabebedingungen (vor allem Heimkehr in die Heimat nach Beendigung des Krieges sowie Garantie von Sicherheit und normalen Lebensbedingungen für die gesamte zivile Bevölkerung) infolge Ausbleibens eines Friedensvertrages und Überlassung Schlesiens (bis zur Görlitzer Neiße) an polnische Miliz und Zivilverwaltung nicht gehalten wurden. In drei weiteren Kapiteln handelt H. von „Sinn und Unsinn des Kampfes“, von der „Festung Breslau als Schnittpunkt von Lebensgeschicken“ und von dem mindestens doppeldeutigen „Wunder von Breslau“ (über Erwarten lange militärische Behauptung sowie Chance eines Neubeginns für die Überlebenden in einer scheinbar gnadenlose Stunde Null). 28 „Lebensdaten und Augenzeugen“, eine kleine Zeittafel und Anmerkungsbelege machen den Beschluß des Buches, dessen Vollendung der über 80jährige Altbischof noch erleben durfte; er ist im Dezember 1976 verstorben.

Erfüllt der Band die Erwartungen gegenüber einer Dokumentation im strengen Wortsinne? Nicht ganz, weil es dem Vf. nicht primär darum ging, Gewicht und Grenzen der gebotenen Einzelaussagen quellenkritisch gegeneinander abzuwägen, Prioritäten zu setzen und manche Unstimmigkeiten in dem Mosaik der Überlieferung zu beheben — dafür erhalten wir auf der anderen Seite mehr, indem der Vf. die Aufgabe sieht und bejaht, unmittelbares eigenes Erleben und sorgsam ermittelte Zeugnisse aus anderem Munde aus dem Abstand eines Menschenalters gewissermaßen seelsorgerlich in Beziehung zueinander zu bringen, den quälenden Stachel einseitigen Grübelns über das Warum zu mildern von der damals wie zeitlos und somit auch heute vorwärtsweisenden Paulusfrage her: Was willst Du, daß ich tun soll?

Mainz

Ludwig Petry

Witold Hensel: U źródeł Polski średniowieczne. [An den Quellen des mittelalterlichen Polen.] Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wyd. PAN. Breslau, Warschau, Krakau, Danzig 1974. 347 S., 83 Abb. a. Taf.

Der Vf., Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Autor zahlreicher wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen zur Vor- und Frühgeschichte, gibt in der vorliegenden Untersuchung einen